

Gesa Lindemann

Das paradoxe Geschlecht

Transsexualität im Spannungsfeld
von Körper, Leib und Gefühl

2. Auflage

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN



Gesa Lindemann

Das paradoxe Geschlecht

Gesa Lindemann

Das paradoxe Geschlecht

Transsexualität im Spannungsfeld
von Körper, Leib und Gefühl

2. Auflage



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

2. Auflage 2011

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Ten Brink, Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-17442-6

Inhalt

Danksagungen	7
Vorwort zur zweiten Auflage	9
Spuren des Eigensinns	17
Material und Methode	20
Ein Spannungsfeld von Verfremdungen erzeugen	24
I. Mikrosoziologie unter der Haut	29
1. Von den Problemen freiflottierender Akteure	29
2. Die leiblich-affektive Dimension der Konstruktion des Geschlechts	39
2.1 Der körperliche Leib	55
3. Die Funktionsweise sozialer Kontrolle und das Reale	65
II. Das Zerbrechen des Ausgangsgeschlechts	69
1. „Ich“ im Unterschied zu seinem Geschlecht	73
2. Die Einarbeitung des Wunsches in die Zeit – Futur II	82
3. Die Risiken des Spiels mit der Wirklichkeit	94
III. Die doppelte Realität des neuen Geschlechts	101
1. Die Sozialisierung der Selbsterkenntnis	102
2. Die institutionalisierte Selbsterkenntnis	116
2.1 Die Entdeckung des neuen Geschlechts	127

3. Der neue Körper	137
4. Die neue Vergangenheit	150
5. Die paradoxe Wirklichkeit des neuen Geschlechts	154
IV. Von richtigen und falschen Namen	157
1. Der richtige Name	158
2. Die Veränderung des sprachlichen Geschlechts	162
2.1 Die Lockerung des Gegenstandsbezugs	167
3. Der Zwang zur ästhetisch und moralisch wohlgestalteten Differenz	170
4. Die Unterstützung der transsexuellen Revolte	180
V. Die moderne Form der Geschlechterunterscheidung und die Differenzen der transsexuellen Geschlechter	195
1. Signifikante und insignifikante Körperformen	202
2. Asymmetrien signifikanter Körperformen	217
2.1 Der Penis und die leiblich-affektiven Strukturen des Geschlechtseins	224
3. Asymmetrien der operativen Eingriffe – die Sonderstellung der Vagina	231
4. Asymmetrien beim leiblich-affektiven Einhängen im neuen Geschlecht	266
Das paradoxe Geschlecht	291
Literatur	297

Danksagungen

Ohne die Bereitschaft meiner GesprächspartnerInnen, mit mir über ihre Erfahrungen zu sprechen, sowie ihre Erlaubnis, ihre Antworten auf meine Fragen für eine wissenschaftliche Arbeit zu verwenden, hätte diese Studie nie entstehen können. Für diese Großzügigkeit möchte ich mich bedanken.

Rüdiger Lautmann danke ich für seine Betreuung, er hat es verstanden, meine Gedanken in akademisch angemessene Bahnen zu lenken und mir trotzdem den notwendigen Freiraum für eine eigenständige Arbeit gelassen. Für die kritische Lektüre einzelner oder mehrerer Kapitel bin ich Sabine Hark, Wolfgang Hegener, Ilona Pache, Hilge Landweer, Andrea Rödiger und Theresa Wobbe zu Dank verpflichtet und für inhaltlich aufmerksames Korrekturlesen Friedhelm Krey.

Vorwort zur zweiten Auflage

Die zweite Auflage ist in der Sache im Wesentlichen unverändert. Abgesehen vom V. Kapitel und dem Schluss habe ich mich darauf beschränkt, Verweise auf aktuelle Literatur einzufügen. Die Veränderungen beziehen sich auf die Interpretation der empirischen Befunde. Die Analyse der transsexuellen Geschlechtsveränderung zeigt, dass die Veränderung von Frau-zu-Mann anders verläuft als die Veränderung von Mann-zu-Frau. Ich hatte dies gedeutet als einen Hinweis auf die moderne Geschlechterunterscheidung und war dabei zunächst zu der Aussage gekommen, dass sich Männer von Frauen in anderer Weise unterscheiden als Frauen von Männern. In der weiteren theoretischen Durchdringung dieses Ergebnisses bin ich dann zu der Einsicht gelangt, dass dieser Sachverhalt auf eine bestimmte Form der Unterscheidung verweist, die ich als azentrisch bezeichnet habe (Lindemann 1996a). Eine einleitende Skizze der Form der Geschlechterunterscheidung im Vorwort erlaubt es mir zugleich auf eine zentrale Kritik zu reagieren, derzufolge meine Analyse der Konstruktion von Geschlecht die Ebene der Gesellschaftstheorie vernachlässigen würde.

So moniert etwa Landweer (1994b), dass meine Analysen nicht historisch situiert seien.¹ Maihofer (1994, 1995) und Villa (2006) heben dagegen darauf ab, dass der Bezug auf gesellschaftliche Strukturen und Herrschaftsverhältnisse nicht hergestellt werden würde.² Als mögliche theoretische Bezugspunkte, um diese Mängel zu beheben, werden Foucault und/oder feministisch-neomarxistische

1 In der Zwischenzeit gibt es Diskursanalysen der Geschlechtsidentität (Mehlmann 2006) und der Transsexualität (Weiß 2009).

2 Ein aktueller Überblick über geschlechtersoziologische Positionen findet sich etwa bei Heintz (2001), Wilz (2008). Villa kritisiert außerdem, dass meine Perspektive die Ebene von Diskursen nicht berücksichtigen würde. Dies trifft insofern zu, als ich keine Diskursanalyse angefertigt habe. Vom theoretischen Konzept her ist die Ebene von Diskursen allerdings explizit vorgesehen. Dies ergibt sich aus dem Konzept des Körpers als Zeichen der Geschlechterdifferenz. Eine Kritik an den zeichentheoretischen und sozialtheoretischen Mängeln der entessentialisierenden Diskursanalyse habe ich an anderer Stelle geleistet (Lindemann 1994, 1995, 1996a,b) und verzichte daher hier auf eine Kritik der an Foucault und die Dekonstruktion anschließenden Ansätze. In

Ansätze angeboten. Ich habe solche Orientierungen mehr oder weniger bewusst vermieden, da ich bereits damals vermutete, dass die Theorie der modernen Gesellschaft anders ansetzen müsse. Den Ausgangspunkt sollte die Frage bilden, wie Gesellschaften die Grenze zwischen sozialen Personen und anderen Entitäten ziehen. Diese Einsicht hatte ich im Kern bereits während der Arbeit am paradoxen Geschlecht (S. 29f der Erstausgabe), konnte sie zunächst aber nur verklausuliert formulieren. Die entsprechenden die Sozialtheorie betreffenden Passagen im ersten Kapitel habe ich jetzt versucht, klarer und weniger missverständlich zu fassen. Im Laufe der nächsten Jahre ist es mir gelungen, die sozialtheoretische Perspektive auf Gesellschaft auszuformulieren (Lindemann 2009a: Kap. 2, 2011) und konkret im Sinne einer gesellschaftstheoretischen These zu entwickeln (Lindemann 2009a: Kap. 3, 2009b, 2010a, b).

Das Ergebnis lässt sich folgendermaßen zusammenfassen. Die Mitwelttheorie Plessners behandelt es als eine offene Frage, welche Entitäten als Glieder der Mitwelt, d.h. als soziale Personen, anzuerkennen sind (Lindemann 2009a: Kap. 2, 2011). Gesellschaften unterscheiden sich danach, wie diese Grenzen institutionalisiert werden. Der Kreis möglicher personaler Akteure kann weiter oder enger sein als der Kreis der lebendigen Menschen. Es gibt Gesellschaften, in denen werden Verstorbene, Jenseitswesen, Tiere oder Pflanzen im gleichen Sinn als personale Akteure behandelt, wie wir heute lebende Menschen als personale Akteure anerkennen. Es muss als ein Charakteristikum der modernen funktional differenzierten Gesellschaft gelten, dass nur lebende Menschen in einem allgemein anerkannten Sinn soziale Personen sein können (Lindemann 2009b, 2010b).

Mit der Institutionalisierung der Grenzziehung anhand der Unterscheidung lebender Mensch/anderes wird einerseits ein universelles Kriterium festgelegt, anhand dessen soziale Personen abgegrenzt werden. Andererseits erfolgt damit aber keine substantielle Festlegung auf ein bestimmtes Verständnis vom Menschen. Vielmehr wird „Mensch“ anhand einer vierfachen Abgrenzung begriffen. Ab wann ist ein Mensch lebendig genug, damit für ihn die spezifischen Schutzrechte gelten, die in den Menschenrechten zum Ausdruck kommen? Anders gefragt: Ab wann ist ein Mensch lebendig genug, um ein Recht auf Leben zu haben? Dies führt auf die bekannten Grenzziehungsprobleme am Lebensanfang: Welchen Status hat ein Embryo, ein Fötus, ein Frühchen oder ein gerade geborenes Kind?

zeichentheoretischer Hinsicht würde es eine Erweiterung darstellen, in einen Dialog mit Analysen in der Tradition von Peirce einzutreten. Vgl. etwa die Studie von Lauretis (2000).

Analog stellt sich die Frage am Lebensende, wenn es darum geht, ab wann ein Mensch nicht mehr lebendig genug ist, um eine Person sein zu können, der die garantierten Schutzrechte zukommen. Dies sind die bekannten Grenzfragen, die sich am Lebensende stellen: Ab wann ist der Mensch tot? Ab wann darf eine Behandlung eingestellt werden? Bei diesen beiden Grenzziehungen handelt es sich um überschreitbare Grenzen. Etwas, das noch keine menschliche Person ist, wird zu einer solchen. Entsprechend wird aus einer menschlichen Person etwas, das keine menschliche Person mehr ist, ein Leichnam. Darüber hinaus lassen sich zwei gegenwärtig noch unüberschreitbare Grenzen identifizieren: die Mensch/Maschine-Differenz und die Mensch/Tier-Differenz.

Meine These ist, dass der Mensch seit dem 18. Jahrhundert zu einem diesseitig natürlichen Wesen wird, das anhand dieser vier Grenzziehungen begriffen wird – dem „anthropologischen Quadrat“ (Lindemann 2009b). Dabei ist es wichtig festzuhalten, dass es sich nicht um eindeutig fixierte Grenzziehungen, sondern von Anfang an um umkämpfte Grenzen handelt. Das anthropologische Quadrat beschreibt keine festgezogenen Grenzen, sondern es beschreibt die Dimensionen, in denen die Grenzen des menschlich Lebendigen gezogen und bestritten werden. Der Mensch wird als ein lebendiges diesseitiges Wesen begriffen, das ab einem identifizierbaren Zeitpunkt für einen begrenzten Zeitraum lebt, als lebendiges Wesen nicht mit dem Tier auf einer Stufe steht und keine Maschine ist. Andere Unterscheidungen werden für das allgemein verbindliche Verständnis des Menschen bedeutungslos (etwa die Differenz Mensch/Gott oder Mensch/Dämon). Die so verstandene anthropologische Differenz ist eine für die Moderne entscheidende Einrichtung, durch welche die für die moderne Gesellschaft verbindlichen Grenzen des Sozialen gezogen werden. Dieses Verständnis des Menschen ist die kognitive Bedingung dafür, in einem allgemeinen Sinn von „Mensch“ zu sprechen und dabei alle menschlichen Wesen einzubeziehen, ohne auf Besonderheiten des Standes, der Kultur oder des religiösen Jenseitsbezuges zu achten. Diese kognitive Universalität des Menschen erweist sich als eng verflochten mit der normativen Universalität, die in den Menschenrechten zum Ausdruck kommt.

Das bemerkenswerte an dieser Form der Grenzziehung zwischen sozialen Personen und anderem besteht darin, dass kein anspruchsvolles Kriterium i.S. von personalen Eigenschaften (Autonomie, Selbstbewusstsein etc.) erforderlich ist. Das Kriterium funktioniert von seiner inneren Logik her inklusiv, was zu einer zunehmenden Einbeziehung aller lebenden Menschen führt (Lindemann 2010b). Trotz der Naturalisierung des Kriteriums soll der Mensch aber exklusiv dem Bereich der

Gesellschaft zugeordnet werden. Es scheint so, als würde die Geschlechterunterscheidung hier als vermittelndes Glied funktionieren. Sie bezieht den Menschen als (gesellschaftlich erzeugtes) Naturwesen ein, funktioniert dabei aber in einer Weise, die den Menschen von anderen Naturwesen unterscheidet. Um zu begreifen, wie dies erreicht wird, ist es erforderlich einen Blick auf die Form der Unterscheidung zu werfen. Bei dieser lassen sich zwei Ebenen voneinander abheben:

- die Relata, die unterschieden werden und
- die Art und Weise, wie die Relata aufeinander bezogen werden, wie sie zu einer Einheit zusammengezogen werden.

Erst durch die Art und Weise wie die Relata aufeinander bezogen und damit zu der Einheit der Unterscheidung zusammengefasst werden, wird an den Relata das akzentuiert, was die Differenz ausmacht, und wie sich die Relata der Unterscheidung zueinander verhalten.

Die Einheit der Unterscheidung kann etwa so gebildet werden, dass ein Relatum das Ganze oder das Vollständige repräsentiert. Das andere Relatum wird dann als eine Abweichung verstanden. Auf diese Weise scheint die Geschlechterunterscheidung in Europa lange Zeit funktioniert zu haben.³ Im Rahmen dieser Form der Geschlechterunterscheidung war eine Gleichheit zwischen den Geschlechtern vollkommen undenkbar. Wenn das Ganze, Vollständige und Allgemeine mit einem Pol identifiziert und damit geschlechtlich bezeichnet wird, gibt es noch nicht einmal einen Bezugspunkt, an dem die Forderung nach Gleichheit überhaupt ansetzen könnte. Diese Form der Geschlechterunterscheidung scheint mit der Annahme, es gäbe keine festen Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft bzw. zwischen irdischen und überirdischen Angelegenheiten, gut verträglich gewesen zu sein. Die Geschlechterhierarchie, die den Mann mit dem Ganzen identifiziert, kann sehr gut eingeordnet werden in eine allgemeine Hierarchie der Geschöpfe in Bezug auf Gott. Diese Geschlechterunterscheidung ist mit einem gesellschaftlichen Grenzregime vereinbar, das ohne ein allgemeines Kriterium auskommt, sondern einzig darauf abhebt, dass in legitimen Verfahren von autorisierten Instanzen entschieden wird, wer als eine soziale Person anzuerkennen ist (Lindemann 2009a: Kap. 3, 2009b).

Im 17. und 18. Jahrhundert setzen jene Prozesse ein, durch die der Bereich, in dem die Geschlechterunterscheidung gültig ist, auf qualitativ neuartige Weise festgelegt wird: mit Bezug auf den Menschen, seine Handlungsmöglichkeiten und

3 Laqueur (1992) hat dies als das Ein-Geschlecht-Modell bezeichnet. Es dominierte bis in das 17. Jahrhundert hinein.

seine Potenz sein eigenes Wesen zu formen. Damit wird der Mensch (i.S. des anthropologischen Quadrats) als natürliche Voraussetzung von Vergesellschaftung begriffen und zugleich wird der Bereich des Gesellschaftlichen, der Kultur, von demjenigen der Natur abgegrenzt. Diese Entwicklungen führten zu einer funktional differenzierten Gesellschaft, deren Funktionsweise die Institution Mensch/Menschenrechte voraussetzt (Lindemann 2009b, 2010b). Dadurch wurden eindeutig hierarchische Unterscheidungen problematisch. Die Geschlechterunterscheidung nahm eine neue Form an, in der die Einheit des Gegensatzes der Geschlechterunterscheidung anders gebildet wurde. Die Modifikation bestand darin, das Problem der Bezeichnung anders zu lösen: nicht mehr das Allgemeine, das Ganze bzw. die Einheit der Unterscheidung wird im Unterscheiden bezeichnet, sondern die andere Seite. Geschlechtlich bestimmt ist das, was nicht allgemein ist. Auf diese Weise wird die Einheit der Unterscheidung zu etwas, das selbst nicht mehr eindeutig geschlechtlich bestimmt ist. Es sind Menschen im Allgemeinen, die geschlechtlich unterschieden werden; Männer und Frauen sind einander darin gleich, dass sie Menschen sind und insofern sie Menschen sind, werden sie als Männer und Frauen voneinander unterschieden.

Die neue Form der Geschlechterunterscheidung macht sowohl die Differenz als auch die Gleichheit der unterschiedenen Geschlechter denkbar. Es ist offensichtlich, dass nicht überall, wo es männliche und weibliche Individuen gibt, in dieser Weise zwischen ihnen unterschieden wird. Gerade die Annahme der Gleichheit der Geschlechter macht empfindlich dafür, bei welchen Entitäten in dieser spezifischen Weise zwischen Männern und Frauen unterschieden wird: Nur bei Menschen wird so zwischen den Geschlechtern differenziert, dass diese Distinktion situativ bedeutungslos sein kann und soll.⁴ Die neue Form der Geschlechterunterscheidung stützt also einerseits die Abgrenzung zwischen dem Bereich der Natur und dem des Kulturell-Gesellschaftlichen, obwohl sie andererseits den Menschen als Naturwesen, als biologischen Körper, einbezieht. Für eine genauere Darstellung dieser Form der Unterscheidung verweise ich auf das V. Kapitel.

Bezogen auf die Bedeutung der Geschlechterdifferenz lautet die gesellschaftstheoretische Arbeitshypothese: Die Geschlechterunterscheidung ist diejenige gesellschaftliche Form, die einen Geltungsbereich für ihre Unterscheidung festlegt, der sowohl den Bereich der menschlichen Natur als auch den der menschlichen Gesellschaft/Kultur umfasst und diesen insgesamt vom Nichtmenschlich-Natür-

4 Hirschauer (2001) bezeichnet dies als „undoing gender“.

lichen abhebt. Auf diese Weise stützt die Form der Geschlechterunterscheidung die moderne Grenzziehung zwischen sozialen Personen und anderem anhand der Unterscheidung lebender Mensch/anderes. Wenn diese Hypothese zutrifft, ist es noch nicht abzusehen, dass die Geschlechterunterscheidung für die funktional differenzierte Moderne irrelevant wird.

Es muss weiteren Studien vorbehalten bleiben, wie sich diese gesellschaftstheoretische Arbeitshypothese zu anderen Theorieangeboten verhält, etwa der Theorie funktionaler Differenzierung im Sinne Luhmanns, dem neoinstitutionalistischen Weltgesellschaftsansatz oder der an Foucault und/oder Marx orientierten Gesellschaftskritik. Vielleicht bietet der Bezug auf die moderne Form der Unterscheidung der Geschlechter eine Möglichkeit, die von Heintz (2001: 10) beschriebene „Un-Ordnungsstruktur“ der Geschlechter begrifflich zu erfassen.

Am Ende dieses Vorworts möchte ich lediglich noch darauf hinweisen, dass die empirischen Ergebnisse noch keine Widerlegung erfahren haben. Die einzige vom Anspruch her vergleichbare Studie untersucht die Geschlechtsveränderung von Frau-zu-Mann (Brauckmann 2002). Was die Struktur der Geschlechtsveränderung anbelangt, bestätigt Brauckmann meine Analysen und fügt eine Vielzahl von Nuancierungen hinzu, die sich daraus ergeben, dass er im Detail heterosexuelle Paarbeziehungen untersucht.⁵

In einer Hinsicht muss das damalige Bild allerdings modifiziert werden. In den 1990er Jahren begann sich eine Bewegung zu etablieren, deren Ziel es ist, offensiv für die Möglichkeit eines Lebens zwischen den Geschlechtern einzutreten.⁶ Es gibt nicht mehr nur die Form einer möglichst eindeutigen Veränderung von einem ins andere Geschlecht. Vielmehr gibt es darüber hinaus nun auch eine poli-

5 An theoretischen Kritiken mangelt es – wie gesagt – nicht. Landweer (1994b) kritisiert, dass ich meinen Symbolbegriff nicht explizieren würde. Die Antwort darauf findet sich in Lindemann (1995, 1996b). Vgl. hierzu auch die Diskussion bei Krüger (2001: Kap. 3). Darüberhinaus gibt es Kritiken, die aus strategischen Zwecken vereinsseitigen, weil sonst die eigene Argumentation nicht mehr funktionieren würde. Giuliani (2001) wirft mir etwa vor, ich würde in kritischer Absicht den Aspekt der gesellschaftlichen Normierung des Leibes überbetonen, Villa (2006) fällt umgekehrt auf, dass ich die leibliche Geschlechterrealität nur deskriptiv und letztlich affirmativ erfasse und auf eine kritische Stellungnahme verzichte. Auf solche Kritiken kann ich nicht reagieren. Ich empfehle eher die wechselseitige Lektüre. Auf die zahlreichen Missverständnisse, die aus der Verwendung der Leibkategorie resultieren, gehe ich nicht weiter ein. Wer sich über die Relevanz des Leibbegriffs für die soziologische Forschung informieren möchte, findet eine sehr gute Darstellung bei Jäger (2004). Ansonsten vgl. auch Gugutzer (2002, 2004).

6 Stone (1999) beschreibt einige Kategorien, die für das Selbstverständnis der Transgender-Bewegung wichtig sind.

tisierte Subkultur, deren Aktivistinnen⁷ es als Ziel anstreben, sich nicht mehr eindeutig dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zuzuordnen.⁸ Damit entsteht ein subkultureller Raum, in dem ein Leben zwischen den Geschlechtern oder außerhalb der Geschlechter möglich sein soll.⁹ Die hier politisch offensiv vertretenen uneindeutigen Lebensformen schließen in ihrer Praxis an die subversiven Techniken an, die im Rahmen der „klassischen Transsexualität“ entwickelt wurden – wie etwa die Umdeutungen von operativ nicht veränderten Körperregionen (Jäger 2004: 163). Es ist eine empirische Frage, ob z.B. die im Rahmen der Transgenderbewegung beobachtbaren körperbezogenen Strategien tatsächlich außerhalb der Geschlechterordnung stehen, oder ob diese, wie es bei der transsexuellen Geschlechtsveränderung der Fall ist (siehe Kap. V), als choreographischer Rahmen wirkt, der Handlungs- und Erfahrungsräume begrenzt. Weiterhin wäre es empirisch zu klären, inwieweit „Gender-Outlaw“ (Bornstein 1994) zu einer über subkulturelle Zusammenhänge hinausgehenden Praxis werden kann. Empirische Studien zu solchen Fragen liegen noch nicht vor.

-
- 7 Ich verwende abwechselnd ein generalisiertes Femininum und ein generalisiertes Maskulinum.
- 8 Für einen Überblick und weiterführende Literatur vgl. Bornstein, Bergmann (2010), Böge (2009), Denny (1998), Feinberg (1997), polymorph (2002), Jäger (2001), Stryker (2006), Whittle (2002). Selbst die Theologie hat sich durch die Politisierung der Geschlechtsveränderung zu der Frage anregen lassen, welche Bedeutung der Kategorie Geschlecht bzw. der Zweigeschlechtlichkeit zukommt und ob eine Auflösung der Zweigeschlechtlichkeit anzustreben ist (Ant 2000, Becker 2005).
- 9 Die Politisierung der Geschlechterunterscheidung führt aber auch zu Konflikten zwischen den Gruppen, die für das Ziel der Auflösung einer hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit eintreten. Die Vertreterinnen eines lesbischen Separatismus reagieren mit zum Teil heftiger Aversion auf Transgenderaktivistinnen, die sich ihnen anschließen wollen. „If you like real-life action and adventure, try being a trans political activist at a lesbian separatist event!“ (Stone 1999 – <http://sandystone.com/trans.html>) Vgl. hierzu auch die historische Darstellung von Güldenring (2009).

Spuren des Eigensinns

Dieses Buch handelt von einer merkwürdigen Eigensinnigkeit, nämlich von Männern und Frauen, die behaupten, sie seien das jeweils andere Geschlecht, bzw. die sich wünschen, dieses zu sein. „Normalerweise“ wird das Geschlecht eines Menschen bereits vor oder spätestens bei der Geburt festgestellt. Im zweiten Fall reicht ein Blick zwischen die Beine des Babys zumeist aus, um die folgenreiche soziale Unterscheidung Junge oder Mädchen zu treffen. Wenn Neugeborene erst einmal in diese Differenz eingespannt sind, regelt sich das Weitere gewissermaßen von „Natur“ aus. Aus kleinen Mädchen werden Wesen, die sich im großen und ganzen auch so fühlen, als wären sie welche, und die sich zumindest nicht allzu sehr dagegen sträuben, später einmal Frauen zu werden. Das gleiche gilt umgekehrt für Jungen. Aufgrund der Liberalisierung der sechziger und siebziger Jahre gibt es im jeweiligen Geschlechtsrahmen einen ausgesprochen großen Raum für Eigensinn. Frauen können seitdem Hosen tragen, Frauen lieben und Aufsichtsratsvorsitzende oder Bauarbeiterin werden und bei all diesem „männlichen“ Tun Frauen bleiben. Umgekehrt ist es absehbar, dass der medizinische Fortschritt auch davor nicht haltmachen wird, Männern Bauchhöhlenschwangerschaften zu ermöglichen. Diese Entwicklungen haben eine seltsame Konsequenz. Einerseits lösen sich Wesensunterschiede zwischen den Geschlechtern immer mehr auf, andererseits bleibt der Geschlechterunterschied aber bestehen. Solange Männer als Männer schwanger werden und Frauen sich als Frauen etwa in die kämpfenden Truppenteile einer Armee integrieren, halten sich die Verstöße gegen die Geschlechterordnung in Grenzen. Eine reflexiv gewordene Geschlechterunterscheidung vermag auch die größte Aufsässigkeit noch sinnvoll auf die Geschlechterdifferenz zu beziehen, solange nicht zur Disposition steht, als wer man etwas tut. Genau das steht aber bei den Unbotmäßigkeiten gegen die traditionellen Wesensunterschiede nicht zur Debatte. Das Emanzipationspathos, mit dem solche „Subversionen“ oft ausgeführt werden, schließt es geradezu aus, dass das Geschlecht der Aufsässigen in Frage gestellt wird. Im Gegenteil: Ein Jemand will ja gerade als Mann all das tun, was

bisher in die Domäne von Frauen fiel, wohingegen die Jemandin als Frau den Männern ihre Vorrechte streitig machen möchte.

Gesellschaften, die bei der Geschlechterdifferenzierung stärker auf Wesensunterschiede abheben, haben mit „Abweichungen“ andere Probleme. Dort kann ein „Berufswechsel“ eine Veränderung des Geschlechtsstatuts implizieren. Ein viel zitiertes Beispiel ist die Berdache-Institution bei einigen Stämmen Nordamerikas. Was wir geneigt sind, als soziale Rolle dem eigentlichen Geschlecht gegenüberzustellen, ist dort ein entscheidendes Charakteristikum des Geschlechts einer Person, weshalb die Übernahme von „Rollenanteilen“ des anderen Geschlechts den eigenen Status nicht unberührt lassen kann. Eine sozial anerkannte Form dieser Geschlechtsveränderung ist es, ein Berdache zu werden. Ein Beispiel aus unserer Gesellschaft ist das „dritte Geschlecht“. Solange das Begehren ausschließlich heterosexuell gedacht war und als solches dem Geschlecht einer Person wesentlich zukommt, hatten homosexuelle Frauen und Männer entweder falsche Körper oder ein falsches Begehren. Die erfolgreiche Propagierung des dritten Geschlechts durch Ullrichs und Hirschfeld ist gewissermaßen ein emanzipatorischer Kurzschluss, der es ermöglichte, die leidvolle existenzielle Paradoxie lebbar zu machen. Auf eine subversive Weise wird das planmäßige Wesenssoll übererfüllt: Ein Mann, der einen anderen Mann begehrt, ist eben kein Mann mehr, sondern legitimer Angehöriger einer eigenen Geschlechtskategorie.

Die gegenwärtige Geschlechterordnung beruft sich weit weniger ausgeprägt auf Wesenszuschreibungen, die für sie immer wichtiger werdende reflexive Absicherung ihres Bestandes wird bei der Transsexualität offensichtlich, weil bei dieser der Eigensinn selbst reflexiv geworden ist. Ein Frau-zu-Mann-Transsexueller möchte z. B. nicht nur Elektrotechnik studieren, sondern er möchte das als Mann tun. Das kann zwar den Anschein von zwanghafter Normalität erwecken, wenn man das Studium eines „männlichen“ Fachs als Motiv für den Geschlechtswechsel versteht, aber mit dieser Interpretation hat man das Wesentliche übersehen und steht fassungslos vor transsexuellen Männern, d. h. Frau-zu-Mann-Transsexuellen, die etwa als feminine Schwule passiven Analverkehr vorziehen. Diese Art von Sexualität hätten sie auch ohne den Aufwand der Geschlechtsveränderung haben können, aber es geht gerade nicht darum, bloß etwas zu tun, sondern darum, etwas als jemand zu tun. Die Transsexualität liefert gleichsam ein Abbild einer modernisierten Geschlechterunterscheidung, die weitgehend ohne Wesenszuschreibungen auskommt. In diesem Rahmen können alle alles machen, wenn sie es nur als Frauen oder Männer tun. Völlig reflexiv geworden ist allerdings auch in westli-

chen Gesellschaften die Geschlechterdifferenz (noch?) nicht. Es gibt auch für uns gültige essenzielle Bestandteile von Frau- bzw. Mannsein. Dazu gehören einige Körperformen, wie etwa Penis und Busen. Vor allem der Penis sträubt sich recht erfolgreich gegen seine reflexive Modernisierung. Als Frau einen solchen zu haben, gilt in der Bundesrepublik der achtziger und vermutlich auch der neunziger Jahre und zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch nahezu als unmöglich.

Garfinkel war der erste, der die dem transsexuellen Lebensstil immanente Reflexivität erkannte. Seine Studie über die transsexuelle Frau Agnes hebt diesen Aspekt deutlich hervor. Garfinkel zufolge gibt sich Agnes nicht nur weiblich, das könnten auch Männer, sondern sie präsentiert sich im Fluss ihres Verhaltens und Sprechens so, dass sie bruchlos als Frau wirkt. Die Frau, die Agnes ist, ist das Resultat ihres Verhaltens. Aus diesem Umstand zieht Garfinkel eine Konsequenz, die das Verständnis von geschlechtlicher Wirklichkeit allgemein umstürzt. Agnes könne nämlich mit ihrem Verhalten nur dann Erfolg haben, wenn sie damit etwas tut, das alle machen. Demnach wäre nicht nur das Frausein der transsexuellen Agnes das Resultat von Darstellungsleistungen, sondern das Geschlecht aller Beteiligten. Bei Transsexuellen wird folglich nur die Reflexivität sichtbar, die auch für das Frau- bzw. Mannsein von Nichttranssexuellen konstitutiv ist. Wir alle sind Frauen oder Männer, indem wir den Eindruck erwecken, wir seien es. Wenn ich das Haus verlasse und einen Nachbarn grüße, tue ich das, ohne darüber unbedingt nachdenken zu müssen, auf eine Weise, die für uns beide glaubhaft macht, eine Frau verlässt das Haus.

In dieser Perspektive unterscheiden sich Transsexuelle von Nichttranssexuellen lediglich, weil die ersteren wissen, wie sehr sie damit beschäftigt sind, ihr Geschlecht darzustellen, während die Nichttranssexuellen das gleiche zumeist vollbringen, ohne weiter darüber nachzudenken. Aus diesem unbewussten Zustand sind Transsexuelle aufgewacht und haben sich das merkwürdige Ziel gesetzt, erst als das andere Geschlecht wieder einzuschlafen. In der Zwischenzeit sehen sie die Geschlechterwirklichkeit „mit anderen Augen“¹⁰, d. h. mit Augen, die sehen, wie wir alle unentwegt damit beschäftigt sind, uns als Frauen oder Männer darzustellen. Da andererseits die Darstellungen gelernt sein wollen, zwingen Transsexuelle darüber hinaus auch ihren BetrachterInnen andere Augen auf, d. h. in diesem Fall Augen, die Schwierigkeiten haben, klar zu sehen, welches Geschlecht

10 Diese Metapher entlehne ich einem Aufsatz Plessners (1953), der allgemein die Notwendigkeit beschreibt, der Alltagswelt fremd geworden zu sein, um das Allzuvertraute überhaupt wahrnehmen zu können.

die betreffende Person nun „eigentlich“ ist. Anhand dieser Schwierigkeiten lässt sich aufzeigen, wie wir sehen, wenn wir immer und zu jeder Zeit zwei Geschlechter wahrnehmen. Sowohl die Probleme von Transsexuellen als auch die ihrer Interaktionspartnerinnen werden damit als eine Erkenntnis ermöglichende Entfremdung von einer alltäglichen Selbstverständlichkeit verstanden, die ein genaueres Verständnis des Sachverhalts ermöglicht, dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt, denen wir jeweils lebenslanglich angehören.

Material und Methode

Die in der Studie verarbeiteten Daten entstammen mehreren Quellen. Ich war über einen Zeitraum von sechseinhalb Jahre im Rahmen der Berliner Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft tätig und habe dabei auch Transsexuelle und Personen ihres sozialen Umfeldes beraten. Außerdem habe ich Interviews mit Transsexuellen, ihren BeziehungspartnerInnen, Verwandten sowie Freundinnen und Bekannten geführt und Gespräche mit Personen, die mit Transsexuellen professionell zu tun haben. Neben dem von mir selbst erstellten Datencorpus stütze ich mich auf schriftliches Material wie Gerichtsurteile, Autobiographien, Berichte in der allgemein zugänglichen Presse und Szenezeitschriften.¹¹

Die selbsterhobenen Daten wurden in zwei unterschiedlich strukturierten Gesprächssituationen gewonnen. Beratungsgespräche sind durch das Interesse der Ratsuchenden an meiner Kompetenz charakterisiert, meine soziologische Wißbegierde wurde eher nebenbei – geradeso als hätte ich sie nicht – befriedigt. Bei der Durchführung der Interviews befand ich mich in der für mich ungewohnten Lage, zugeben zu müssen, etwas wissen zu wollen. Mein „Wille zum Wissen“ war in einem sich im Laufe der Zeit verändernden Leitfaden materialisiert, dessen The-

11 Es handelt sich um Beratungsgespräche mit ungefähr 120 Personen, darunter sieben Einzelberatungen, die sich über einen längeren Zeitraum erstreckten, sowie zwei ebenfalls längerfristige Beratungen heterosexueller Paare, bei denen es um das Problem ging, ob eine Geschlechtsveränderung für den männlichen Partner angemessen sei. Interviewt habe ich 15 Transsexuelle (neun Mann-zu-Frau und sechs Frau-zu-Mann) sowie 14 Personen, die zu diesen eine mehr oder weniger enge Beziehung hatten, eine Journalistin, die gerade eine Reportage über Transsexualität abgeschlossen hatte, jeweils zwei Logopädinnen und Kosmetikerinnen sowie fünf GutachterInnen, einen niedergelassenen Arzt und eine niedergelassene Ärztin. Bei den Szenezeitschriften konnte ich meine Leidenschaft für Vollständigkeit befriedigen, indem es mir gelang, alle Ausgaben der beiden im Untersuchungszeitraum überregional wichtigen, in der Zwischenzeit aber wieder eingegangenen Zeitschriften „Ezku“ und „TS-Journal“ zu sammeln und auszuwerten. Autobiographien und Gerichtsurteile habe ich nicht in dieser Weise systematisch einbezogen.

men ich bei den Interviews im Hinterkopf „abklapperte“. Um mich überhaupt in der anfänglich ungewohnten Interviewsituation zu orientieren, bemühte ich mich, im Sinne des narrativen Interviews (Schütze 1976) Themen zur Sprache zu bringen, deren Darstellung sich im weiteren gemäß der Logik des Erzählens (etwa dem Zwang zur Gestaltschließung) und den affektiven Erfordernissen der Situation entfaltete. Wenn das Gespräch erst einmal in Gang gekommen war, ähnelten Interviews und Beratungsgespräche der Form nach wieder einander. Meine eigenen Beiträge beschränkten sich in beiden Fällen über weite Passagen auf ein verständnisbestätigendes „mhm“ oder „ja“. Die Angleichung wurde auch dadurch verstärkt, daß die Interviews zum Teil auf Vermittlung von Personen zustande kamen, die ihrerseits in der Beratung waren. Dadurch wurde ich schon von Anfang an als jemand eingeführt, die sich mit „solchen Dingen“ auskennt und die „gut zuhören“ kann.

Der Vorteil einer solchen Zuhörhaltung besteht darin, Dinge zu erfahren, deren Wichtigkeit mir vorher nicht klar war und nach denen zu fragen, mir deshalb auch nicht eingefallen war. Der Nachteil besteht darin, manchmal viele Gesprächsstunden lang von soziologisch relevanten Fragestellungen weggeführt zu werden. Sowohl ich als auch meine Gesprächspartnerinnen fanden oft „Unwissenschaftliches“ weitaus interessanter zu besprechen. Vor allem das Sprechen über Gefühle sowie die Darstellung von leiblichen Erfahrungen nehmen in diesem Zusammenhang einen ambivalenten Status ein, denn Gefühle umspannen ein weiteres Feld als die Geschlechtskonstruktion, das zu durchlaufen, sich wegen des beiderseitigen Interesses an der Vertrautheit bzw. Intimität der Gesprächssituation nicht vermeiden ließ.

Mein zurückhaltendes Gesprächsverhalten öffnete zwar einen Raum für die Darstellungen meines jeweiligen Gegenübers, aber ich nehme nicht für mich in Anspruch, dadurch eine eigentlichere Wahrheit erfahren zu haben. Denn in den Erzählungen ist gewissermaßen als situatives a priori immer ein Bild der Person enthalten, der die Geschichte erzählt wird. Gelegentlich wurden einige der konstitutiven unterschwelligten Annahmen explizit, und manchmal war ich überrascht, mit wem meine Interviewpartnerinnen gesprochen hatten. In fast allen Gesprächen hatte „ich“ z.B. agiert unter der Annahme, es gäbe eine immer schon vorhandene Geschlechtsidentität, selbst wenn dieser Sachverhalt als solcher nie zur Sprache gekommen war. Meine Zurückhaltung war auf diese Weise Bestandteil eines komplizierten Stellungsspiels, in dem meine Gesprächspartnerinnen herausfinden wollten, wem sie ihre Erlebnisse schildern, während es mir darum ging zu erfahren, wer ich für sie sein müßte, damit sie mir Dinge erzählen, die für meine Arbeit

wichtig sind.¹² In psychoanalytischen Termini könnte man diesen Vorgang als einen fortlaufenden Prozeß sich gegenseitig austarierender Übertragungen und Gegenübertragungen beschreiben.

Als Interviewerin war ich ein Fremdling im Feld und mußte mich um einen Zugang bemühen, als Beraterin war ich dagegen über mehrere Jahre integraler Bestandteil des sozialen Arrangements, in dem sich der Prozeß der Geschlechtsveränderung vollzieht. Die „Komplizenschaft“ mit dem Phänomen, dessen Analyse ich in dieser Studie versuche, soll nun kurz beschrieben werden. Das soziale Feld, in dem sich in B. der Geschlechtswechsel vollzieht, ist äußerst heterogen. Es gibt keine zentrale Versorgungseinrichtung, an der der professionelle Anteil an der Geschlechtsveränderung zentralisiert ist.¹³ Es gibt eine Vielzahl von Praktikerrinnen in verschiedenen Institutionen, die mit oft widerstreitenden Interessen und Intentionen im Bereich der Transsexualität agieren. Außerdem gibt es Treffpunkte von Selbsthilfegruppen und andere Orte wie z.B. Kneipen, um die herum sich fluktuierende Szenen bilden. Ein Element dieses etwas unüberschaubaren Feldes bildete „meine“ Beratungsstelle. Die Tätigkeit darin läßt sich in drei Bereiche untergliedern. Sie umfaßte erstens die Weitergabe orientierender Informationen. Transsexuelle konnten sich allgemein über das medizinische und juristische Prozedere des Geschlechtswechsels informieren sowie über das diesbezügliche professionelle Versorgungsangebot der Stadt und die gerade aktuellen subkulturellen Zusammenhänge. Was das letztere betraf, war ich allerdings nicht immer auf dem neuesten Stand. Ein wichtiger Aktualisierungsmodus war der Rückfluß der durch meine Angaben provozierten Enttäuschungen in Form von Beschwerden über falsche Informationen. Mit dem Anliegen, sich über das „Wie“ des Geschlechtswechsels und die konkreten Möglichkeiten vor Ort kundig zu machen, wandten sich auch Angehörige von Transsexuellen und Professionelle – etwa Psychologinnen, Ärztinnen, Sozialarbeiterinnen – an die Beratung. Letztere dann, wenn sie in eigener Praxis erstmalig mit Transsexuellen konfrontiert waren und nicht wußten, wie man sich „so jemand“ gegenüber verhält. Diese Art der Beratung nahm gelegentlich die Form einer Supervision an, in der es – neben der Weitergabe von Informationen – um die Verunsicherungen der Betroffenen ging, wenn sie einem

12 Methodisch läuft dies auf eine nonverbale Version der von Frank (1990) entwickelten Methode hinaus, bei der das Erzählen eigener Geschichten, d.h. eine Form der Selbstdarstellung, verwendet wird, um die InterviewpartnerInnen zur Darstellung eigener Erfahrungen anzuregen.

13 Im Unterschied hierzu vgl. Hirschauer (1993), dessen Studie maßgeblich auf einer Hospitanz in einem Behandlungszentrum für Transsexuelle basiert.

„Pressebericht“ in ihrer Praxis persönlich begegneten. In diesen Zusammenhang gehört auch die Durchführung von Fortbildungsveranstaltungen für Personen, die in der psychosozialen Versorgung arbeiten.

Ein weiterer Bereich der Arbeit bestand in der Leitung einer mehrjährigen Gesprächsgruppe, an der – in wechselnder Besetzung – sowohl Transsexuelle als auch deren Beziehungspartnerinnen teilnahmen.

Die Beratungstätigkeit umfaßte drittens, nachdem ich eine sozialtherapeutische Ausbildung abgeschlossen hatte, auch längerfristig und regelmäßig stattfindende Gespräche. Eine ihrer wesentlichen Grundlagen bildete der von Rogers (1942) entwickelte „nicht-direktive Ansatz“ im Beratungsinterview, dessen wesentliches Anliegen darin besteht, es den Ratsuchenden zu überlassen – im Rahmen der zeitlich, räumlich und bezüglich gewisser Verhaltensstandards definierten Beratungssituation¹⁴ –, sich Einsichten in die eigene Problemlage und die zu ihrer Bewältigung sinnvollen Lösungsstrategien zu erarbeiten. Dies beschreibt auch recht gut die Intention meiner Beratungen. Ich bin davon ausgegangen, daß Transsexualität eine mögliche Form darstellt, eine Frau oder ein Mann zu sein. Sie bedarf grundsätzlich genau soviel und genau so wenig einer Begründung bzw. einer persönlichen Auseinandersetzung wie andere Formen des Geschlechtseins – nämlich keiner. Im Rahmen dieser Haltung ist es ebenso legitim, die Geschlechtsveränderung ohne eine Auseinandersetzung mit sich selbst „einfach durchzuziehen“, wie es berechtigt ist, sich in eine intensive psychische Auseinandersetzung mit dem Wunsch nach Geschlechtsveränderung zu begeben. Personen, die den ersten Weg bevorzugten, stand ich mit einem praktischen Wissen zur Verfügung. Wer sich für den zweiten Weg entschied, dem konnte ich nach meiner Ausbildung eine quasi-therapeutische Begleitung anbieten, deren Ende zu Beginn offen war und die ungefähr bei einem Drittel der Ratsuchenden eine Bestätigung des Ausgangsgeschlechts zum Ergebnis hatte.

Innerhalb des sozialen Feldes Transsexualität nahm ich mit dieser Haltung eine Sonderstellung ein, die von der in Selbsthilfegruppen vorherrschenden Tendenz zur zweifelsfreien Affirmation des neuen Geschlechts ungefähr so weit entfernt ist wie auf der anderen Seite von der Begutachtung, die auf eine In-Frage-Stellung des Wunsches hin angelegt ist. Ich führe es nicht zuletzt auf diese strukturelle Interesselosigkeit zurück, daß sich mir Transsexualität weder als Auseinandersetzung um

14 Auch ein nicht-direktiver Ansatz legt Wert darauf, daß Mobilier und Beraterin nicht demoliert bzw. verprügelt werden.

die Legitimität von Geltungsansprüchen darstellt, wie sie Hirschauer (1993) für die Begutachtungssituation herausarbeitet, noch ausschließlich als Anstrengung zur Identitätskonsolidierung darstellt, sondern als eine wunschgeleitete subtile Veränderung der kontinuierlichen Reproduktion geschlechtlicher Normalität.

Eine weitere Besonderheit meiner Tätigkeit im sozialen Arrangement der Geschlechtsveränderung bestand in meiner Doppelrolle als Beraterin und als Mikrosoziologin. In der Beratung – vor allem wenn es sich um eine längerfristige handelte – bestand meine Aufgabe darin, eine persönliche Auseinandersetzung zu begleiten und mich emotional in der Konstruktion einer geschlechtlichen Wirklichkeit zu engagieren und sie so mitzutragen. Als Mikrosoziologin stehe ich dagegen vor der Aufgabe, diese Prozesse analytisch zu „zersetzen“, indem ich zum Gegenstand mache, wie das spezifische Gewicht des Wirklichen zustande kommt. Dabei kann es auf zweifache Weise zu Rollenkonflikten kommen. Zum einen kann sich die „Soziologin“ in die Beratung einmischen, so daß meine Aufmerksamkeit, die den therapeutisch wichtigen Zusammenhängen der Darstellung hätte gehören sollen, bei mikrosoziologisch interessanten Schilderungen festhing. Diese Kollision von „Relevanzsystemen“ ließ sich relativ leicht bewältigen, wobei die Präsenz des Gegenübers eine wichtige Hilfe war. Weitaus schwieriger gestaltete es sich dagegen, mich von der affektiven Beteiligung an der Realitätskonstruktion zu distanzieren. Um diesen Spagat ausführen zu können, habe ich für diese Studie nur (Tonband-) Protokolle von solchen Beratungen verwendet, zu denen ich einen ausreichenden zeitlichen Abstand hatte, um sie wieder wie von außen betrachten zu können. Ebenso wichtig war die räumliche Trennung von Beratungszimmer und dem Schreibtisch in der eigenen Wohnung. Dieser bildete eine Art außer-, um nicht zu sagen a-sozialen Raum, in dem der „Verrat“ an einer vordem gemeinsam hergestellten Wirklichkeit erlaubt war und an dem ich mein schlechtes Gewissen lassen konnte. Die Rollendivergenz beinhaltete für mich einen emotional aufgeladenen ethischen Konflikt, dem ich nicht ausweichen, sondern an den ich mich nur gewöhnen konnte, ohne daß er seine Brisanz dadurch gänzlich verloren hätte.

Ein Spannungsfeld von Verfremdungen erzeugen

Was die Methode empirischer Forschung betrifft, bediene ich mich einer leicht verschobenen Version der ethnomethodologischen Frage nach dem „wie“: An die Stelle des „wie wird es gemacht“, d.h., wie werden soziale Strukturen hervorgebracht, tritt in dieser Untersuchung die Frage danach, wie die leibliche Umweltbeziehung

beschaffen ist und wie in ihr etwas als real erfahren wird. Die Zweifelsfreiheit als „charakteristische Epoché“ (Schütz/Luckmann 1979: 63) der Alltagswelt wird so auch hinsichtlich der leiblichen Verfaßtheit der Beteiligten, die als konstitutives Moment der Sozialwelt verstanden wird, durch eine Verfremdung aufgebrochen, d.h., die von mir avisierten Analysen setzen eine Fremdheit der Beteiligten sich selbst gegenüber voraus, die bis in die Erfahrung des eigenen Leibes reicht.

Plessner spricht in „Mit anderen Augen“ (1953) ganz im Sinne der Ethnomethodologie von der Notwendigkeit, „der Zone der Vertrautheit fremd geworden“ (Plessner 1959: 207) sein zu müssen, um diese wieder sehen zu können, betont aber darüber hinausgehend, indem er die „Schockbedingtheit ... des entfremdenden Blicks“ (Plessner 1953: 211) hervorhebt, daß die Fremdheit auch eine Distanz sich selbst gegenüber beinhaltet.¹⁵ Dieser Gedanke zielt auf die im Vergleich zur anthropologischen Forschung umgekehrten Sehschwierigkeiten bei der Analyse der eigenen Kultur. Während die Ethnologie sich das Fremde erst so weit vertraut machen muß, daß es verständlich wird, muß es der Ethnosoziologie darum zu tun sein, sich das Vertraute fremd zu machen, um auf das Bemerkenswerte, das es zu sehen gibt – die alltägliche Konstitution der selbstverständlichen Alltagswelt – zu stoßen.

Genaugenommen sucht diese Studie eine doppelte Verfremdung, indem sie sich zum einen die alltägliche Geschlechterwirklichkeit durch die Transsexuellen fremd machen läßt und zum anderen die Wirklichkeit der Transsexualität durch den Blick von Nicht-transsexuellen. Ich habe mir zunächst die „anderen Augen“ geliehen, mit denen meine transsexuellen Gesprächspartner und z. T. ihre Beziehungspartner sowie die Gutachtenden auf die Geschlechterwirklichkeit schauen. Die Leihgabe wirkt aber derart sozialisierend, daß nach einiger Zeit die transsexuelle Geschlechtszugehörigkeit und die damit implizierten Prozeduren selbst zu einer unbefragten Normalität werden. Die umgekehrte Epoché wirkt auch hier. Um auch diese auszuschalten, ist es erforderlich, sich seinerseits von der Transsexualität zu distanzieren, um z.B. aus der „Fremdheit der Normalität“ wieder sehen zu können, was Transsexuelle tun, wenn sie ihr Geschlecht verändern.¹⁶ Die doppelte

15 In diesen Zusammenhang gehört die Diskussion um die ethische Vertretbarkeit von Krisenexperimenten, denn in diesen werden nicht nur soziale Ordnungen in Frage gestellt, sondern es wird buchstäblich – in einem strikt nicht metaphorischen Sinn – die leibliche Orientierung von Personen zerstört (vgl. Mehan/Wood 1979: 53).

16 Eine Journalistin beschreibt die doppelte Verfremdung des Vertrauten, die sie beim Besuch einer Selbsthilfegruppe erlebt. „Wir hatten uns unterhalten über Brustamputation und Darmscheide, Hodenhochbinden, Selbstkastration, Pseudopenis und Hormone, die die meisten ihr Leben lang nehmen müssen, oft in der 20fachen Dosis der Antibabypille. Ein merkwürdig sachliches

Verfremdung erschwert das Einklinken der „umgekehrten Epoché des Alltags“ in jeder Hinsicht und erleichtert es so, die verschiedenen Positionen immer wieder wechselseitig auf Sichtweite zu bringen.

Die Untersuchung gliedert sich in fünf Kapitel. Das erste knüpft an die in der Einleitung begonnenen theoretischen Überlegungen an, führt sie aber auf einer der empirischen Forschung näher gelegenen Ebene weiter, indem der Mangel an affekttheoretischen und leibbezogenen Analysen in der Mikrosoziologie herausgearbeitet wird. Vor diesem Hintergrund wird die These der sozialen Konstruktion des Geschlechts reformuliert und als leiblich-affektive Konstruktion beschrieben. Das zweite Kapitel rekonstruiert die Fremdheit des transsexuellen Blicks, wobei es um die Frage geht, wie sich Transsexuelle aus interaktiven Zwängen lösen und damit Stück für Stück die Wirklichkeit ihres Ausgangsgeschlechts vermindern. Dabei kristallisieren sich soziale Kontrollen heraus, die als Zwang zur Unmittelbarkeit und Wirklichkeit gewissermaßen unspezifisch soziale Strukturen vor Beschädigungen schützen. Das nächste Kapitel rückt die besondere Beschaffenheit der Wirklichkeit des neuen Geschlechts in den Vordergrund, das auf eine qualitativ andere Weise real ist als das Ausgangsgeschlecht. Transsexuelle erhalten eine Identität, einen neuen Körper und eine neue wirkliche Geschichte, die zu ihrem jetzigen Geschlecht geführt hat. Eine Geschlechtsveränderung betrifft nicht nur das Geschlecht der Transsexuellen, sondern es wird das aller interaktiv Beteiligten in „Mitleidenschaft“ gezogen, da sich der Bezugsrahmen von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit für alle Interagierenden ändert. Die sich dadurch ergebenden Komplikationen für die Realisierung des neuen Geschlechts wird am Leitfaden sprachlicher Phänomene – wie der Personalpronomen bzw. der Vornamen – im vierten Kapitel behandelt. Das fünfte widmet sich ausführlich den Unterschieden zwischen der Veränderung von einer Frau in einen Mann und der von einem

Gespräch, wie ich es hier führe, so als hätte das gar nichts mit mir zu tun. Doch plötzlich faßt es mich an, und alle Gefühle sind wieder da. Mir gegenüber sitzt jemand, der genauso gebaut ist wie ich. Sein größter Wunsch: Alles, was weiblich an ihm ist, muß zerstört, vernichtet, ausgerottet werden. Die weiche Haut soll Bartstoppeln kriegen, der Brustkorb Haare. Die Brüste müssen weg, die Gebärmutter und die Eierstöcke raus. Bernd, laß es! möchte ich sagen, möchte ihn schütteln: Was für ein Wahnsinn! Der ganze Schmerz ist wieder da und die Trauer, die man verdrängen muß, wenn man ertragen will, was sie auf sich nehmen.“ (Fröhling 1989: 140) Diese Beschreibung erfaßt sowohl die „Akklimatisierung“ an die hier hauptsächlich am Körper festgemachte „Entsubjektivierung“ des Ausgangsgeschlechts, die Transsexuellen die „anderen Augen“ gibt, mit denen sie auf die Geschlechterwirklichkeit blicken, als auch die erneute Verfremdung gegenüber der zur Normalität gewordenen Transsexualität, die zu sehen „Augen“ erfordert, die dem Schock der „normalen“ Frau gegenüber Transsexuellen ihre Entstehung verdanken.

Mann in eine Frau. Diese Analysen führen fast automatisch zu Aussagen über die Differenz der Geschlechter. Sie verweisen aber nicht auf eine substantielle Differenz, sondern auf eine bestimmte Form der Unterscheidung. Der Schluß arbeitet schließlich die bei der Nachzeichnung des transsexuellen Veränderungsprozesses gewonnen Einsichten in die These des ersten Kapitels ein und reformuliert sie als leiblich-affektive Konstruktion der Geschlechterdifferenz. Ausgehend von der Annahme, daß Transsexualität als signifikant für das Geschlechterverhältnis anzusehen ist, werden in Form von Hypothesen Fragestellungen für eine kultursoziologische bzw. -historische Forschung zur Transsexualität entwickelt.

I. Mikrosoziologie unter der Haut

1. Von den Problemen freiflottierender Akteure

Die Frage nach der Sozialität des Geschlechts läßt sich auf zweierlei Weise stellen. Zum einen kann man die biologische Geschlechterunterscheidung als eine naturgegebene Voraussetzung auffassen, zu der sich Gesellschaften in je verschiedener Weise verhalten können, indem sie z. B. das Wesen von Männern und Frauen definieren (vgl. Bovenschen 1979), die Machtverhältnisse asymmetrisch gestalten (vgl. Elias 1986) oder indem sie die zwei natürlicherweise vorgegebenen Geschlechter durch kulturell definierte ergänzen (vgl. Lipp 1986).

Zum anderen kann man aber auch schon das Faktum der Geschlechterunterscheidung als ein soziales Phänomen begreifen, damit wird auch die Differenz der Körper, das sogenannte biologische Fundament, als das Resultat einer gesellschaftlichen Praxis verstanden. Das klingt zunächst zwar etwas gewagt, erweist sich bei genauerem Hinsehen aber als Konsequenz einer Einsicht, die so schlicht ist, daß sie meist übersehen wird; denn Körper sind nicht einfach da. Um sozial relevant werden zu können, müssen sie sowohl wahrgenommen als auch dargestellt werden. In alltäglichen Begegnungen können wir die als entscheidend geltenden Körperpartien nämlich nicht in Augenschein nehmen, sondern lediglich Personen, die uns als Mann oder Frau erscheinen.

Die von Geburt an als geschlechtsspezifisch geltenden Körperformen erweisen sich dabei in mehrfacher Hinsicht als kulturell determiniert. Garfinkel spricht von den Genitalien als einem „kulturellen Ereignis“ (Garfinkel 1967C: 123), denn als Genitalien, die Personen unterstellt werden, die überzeugend in einem Geschlecht wirken, sind sie das Resultat von Darstellungsleistungen, und als Genitalien, deren Besitz zu bestimmten Geschlechterdarstellungen verpflichtet, sind sie Bezugspunkte von Verhaltensnormierungen. Darüber hinausgehend muß man feststellen, daß die Unterscheidung von zwei Geschlechtern anhand der Körper ein Wissen um die Geschlechterdifferenz und deren Wichtigkeit voraussetzt. Die Geltung die-

ser Voraussetzung wird an den Körpern bestätigt und motiviert in Zweifelsfällen zu einem Regress der Vereindeutigung (vgl. Kessler/McKenna 1978: 52 ff.). Die Geschlechterdifferenz kommt den Körpern demnach nur insofern zu, als sie in der Wahrnehmung gesellschaftlichen Distinktionsbedürfnissen unterworfen werden. Gegenüber der Annahme eines natürlichen Geschlechterunterschieds hat der Gedanke, dieser sei selbst schon sozialer Natur, den Vorteil einer größeren logischen Geschlossenheit; denn auf diese Weise wird akzeptiert, daß die Körper, insofern sie als Klassifikationsmerkmal fungieren, integraler Bestandteil eines kulturellen Bedeutungszusammenhangs sind. Sie können nicht an sich, sondern nur in und gewissermaßen für diesen Rahmen zum Gegenstand gemacht werden.

Dies impliziert eine radikale Nivellierung, weil die Körper damit ebenso wie Kleidung oder Gestik als „indexikalische Ausdrücke“ (Garfunkel/Sacks 1979: 156) der Geschlechterunterschiede verstanden werden. „Indexikalische Ausdrücke“ haben nur in einem Kontext, auf den sie sinnhaft bezogen sind, eine Bedeutung. Für den hier interessierenden Zusammenhang wäre das entscheidende Kontextwissen: „Es gibt zwei und nur zwei Geschlechter, denen wir alle jeweils lebenslänglich angehören.“ In diesem Kontext sind Gesten, Körper, Kleidung, Personalpronomen oder auch Sätze wie „ich bin eine Frau“ indexikalische Ausdrücke des Sachverhalts, daß jede Person eine sinnvolle Erscheinung in einer Welt mit zwei Geschlechtern ist. Des reflexiven Bezuges auf den allgemeinen kulturellen Rahmen wegen, in dem es als sinnvolle Erscheinungen nur Männer und Frauen bzw. Jungen und Mädchen gibt, können in eine Darstellung auch Elemente eingehen, die typischerweise der Erscheinung des anderen Geschlechts zugeordnet werden. Den Sinn einer Darstellung tangiert das so lange nicht, wie auch Widersprechendes kohärent mit Bezug auf den kulturellen Rahmen der Zweigeschlechtlichkeit verstanden werden kann.¹⁷

Legt man den Akzent auf das Darstellen, zeigt sich, wie eng die Ethnomethodologie „Indexikalität“, „Reflexivität“ und „Darstellung“ ineinanderarbeitet.¹⁸ Das Darstellen bedient sich indexikalischer Ausdrücke, um im Interaktionsgeschehen eine sinnvolle, d. h. rational verstehbare und rationales Handeln ermöglichende Situation zu schaffen. Die Verwendung indexikalischer Ausdrücke, d. h. die Darstellung, ist regelgeleitet, weil sie eine sinnhafte Situation intendiert. Insofern das der Fall ist, stehen indexikalische Ausdrücke, die reflexiv auf die Situation bezo-

17 Für eine ausführliche Untersuchung der Reflexivität vgl. Mehan/Wood (1979).

18 Zur zentralen Bedeutung dieser Begriffe für die Ethnomethodologie vgl. Weingarten/ Sack (1979).

gen sind, und Darstellungen in einem zirkulären, sich wechselseitig voraussetzenden Verhältnis, denn Darstellungen bringen Situationen mittels indexikalischer Ausdrücke hervor, die ihre Bedeutung nur mit Bezug auf den Sinn der je hervorgebrachten Situation haben.¹⁹ So lässt sich grob das „ongoing, contingent accomplishment“ (Garfinkel 1967a: I) beschreiben, in dem die Beteiligten ihre Wirklichkeit als gemeinsames Unternehmen zuwege bringen. Diese Auffassung der Konstitution von Realität beinhaltet allerdings zwei Schwierigkeiten, von denen die eine sozialtheoretischer Art ist, während die andere das Problem des Realen betrifft.

Wenn die Wirklichkeit durch das Tun der Beteiligten hervorgebracht wird, sind diese sowohl konstituierend als auch konstituiert. Um in diesem Rahmen das Funktionieren sozialer Kontrolle zu untersuchen, bedarf es einer genaueren Bestimmung der Beziehung der Beteiligten zueinander, insofern sie Realität hervorbringen. Eine systematische Berücksichtigung im Zusammenhang der These der Hervorbringung von Wirklichkeit findet dieses Problem aber nicht. Es wird von Garfinkel lediglich berührt, wenn er die Bedingungen beschreibt, unter denen ein „Krisenexperiment“ als wirkliche Destruktion alltäglicher Selbstverständlichkeit erfahren wird. Damit tippt Garfinkel selbst einen grundsätzlichen Mangel der ethnomethodologischen Konzeption an, den zu beheben eine Reformulierung ihres Anliegens in einem anderen theoretischen Rahmen erforderlich macht.²⁰

Krisenexperimente bezeichnen Situationen, in denen eine Person, der Versuchsleiter, die Verhaltenserwartungen seines Gegenübers, des „Versuchsopfers“, das vom Experimentalcharakter der Situation nichts weiß, konsequent verletzt. Garfinkel nutzt die Krisenexperimente, um herauszufinden, was als selbstverständlich geltend unterstellt wird, damit eine Situation für die Beteiligten sinnvoll und verständlich ist. Auf diesem Wege sucht er dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, wie Situationen „rational“ gemacht werden. Darüber hinaus verweist ein solches Experiment aber auch darauf, wie die Beziehungen zwischen den Betei-

19 Diese Interpretation der Ethnomethodologie erweitert implizit den Geltungsbereich der entscheidenden Termini, die klassischerweise primär auf das Sprechen bezogen sind und weniger die Sichtbarkeit sozialer Strukturen im Auge haben.

20 Goffman, den anderen wichtigen Gewährsmann mikrosoziologischer Analysen der Geschlechtskonstruktion, trifft diese Kritik noch härter, da er die Distanz der Interagierenden zur expressiv hervorgebrachten sozialen Ordnung als eine thetisch reflexive versteht, während sie Garfinkel als eine präreflexive begreift. Goffman wird in dieser Hinsicht von Garfinkel explizit einer Kritik unterzogen (vgl. Garfinkel 1967c: 176). Mit seiner Problematisierung des Darstellungsbegriffs bei Goffman verfolgt Hirschauer (1993: 41) eine ähnliche Intention. Für einen Vergleich bzw. eine vergleichende Kritik der Positionen von Goffmann und Garfinkel vgl. Lindemann (1994).

ligten beschaffen sein müssen, damit es wirklich die Alltagsroutinen erschüttern kann. "I designed a procedure to breach these expectancies while satisfying the three conditions under which their breach would presumably produce confusion, i. e., that the person could not turn the situation into a play, a joke, an experiment, a deception, and the like, or, in Lewinian terminology, that he could not 'leave the field'; that he have insufficient time to work through a redefinition of his real circumstances; and that he be deprived of consensual support for an alternative definition of social reality." (Garfinkel 1967b: 58) Diese Bedingungen zeigen zum einen die Bedeutung der schon diskutierten Begriffe. Das unerwartete Verhalten des Versuchsleiters darf nicht als indexikalischer Ausdruck verstanden werden, der reflexiv auf eine für das Versuchsoffer sinnvolle Struktur bezogen werden kann, sondern muß von diesem als Darstellung von etwas qualitativ anderem, d. h. Unverständlichem und Sinnlosem, verstanden werden. Um eine reflexive Heilung der Situation zu verhindern, müssen allerdings noch weitere Bedingungen hinzukommen, die auf die situative Präsenz der Person abheben. Das Feld nicht verlassen zu können, bezieht sich ja nicht auf eine Veränderung der Position im Raum, sondern darauf, daß sich das Versuchsoffer vom Sinn, besser gesagt Nicht-Sinn, der Situation nicht distanzieren kann, es ist in erster Person dem Verhalten des Versuchsleiters ausgesetzt und kann deshalb weder dieses noch die eigene Verstörung relativieren. Weiterhin weist Garfinkel auf die zeitliche Dimension des Verstricktseins in die Situation und der Möglichkeit zu expliziter Distanznahme hin. Das Agieren des Versuchsleiters muß einen Druck erzeugen, der das Versuchsoffer dem Zwang zu einem gegenwärtigen, d. h. ad hoc zu leistenden, Verstehen und Verhalten aussetzt. Diesen muß es als etwas erfahren, das in es selbst eingreift, so daß es sich nicht zurückziehen kann. Eine Reaktionsweise, die sich so verbalisieren ließe: „Moment mal, jetzt muß ich erst einmal in Ruhe überlegen, und dann sehe ich weiter, was ich von der Situation bzw. diesem absonderlichen Menschen (dem Versuchsleiter) zu halten habe.“

Obwohl Garfinkel ein praktisches Wissen davon hat, daß der erlebte Zwang zur situativen Präsenz, das spontane, nicht relativierbare Verstricktsein in die Situation, die das Versuchsoffer dieser passiv ausliefert, konstitutiv ist für die Wirklichkeit des Experiments, zieht er daraus keine allgemeinen Konsequenzen für seine Auffassung der Konstitution sozialer Wirklichkeit. Das ist insofern verwunderlich, als die Bedeutung des Verstricktseins in die Situation offensichtlich ist; wenn es jedem und jeder zu jeder Zeit möglich wäre, die Situation als einen Witz oder ein Experiment zu verstehen, und wir den Alltag ununterbrochen anhalten könnten,

um uns einen eigenen Reim auf das zu machen, was gerade vor sich geht, wäre es um eine für alle gültige soziale Wirklichkeit rasch geschehen. Dies würde auch dann gelten, wenn sich die Betreffenden bei der Auflösung der Realität streng an die ethnomethodologischen Vorgaben von deren Konstruktion hielten. Es könnten nämlich problemlos alle Verhaltenselemente als indexikalische Ausdrücke eines eigensinnig unernsten Situationssinns verstanden werden, so daß auch die erbitertsten Darstellungen von „Ernst“ lediglich zu etwas würden, auf das man beinahe hereinfliegen könnte, wüsste man nicht um den eigentlich gegebenen Experimentalcharakter der Situation. Konstante soziale Strukturen würden so unmöglich, denn diese lösten sich in beliebig viele Situationssinne auf, die sich zwar gelegentlich überschneiden könnten, aber es nicht müßten. Collins hat dies zu der spöttischen Bemerkung veranlaßt, die Ethnomethodologie löse die soziale Wirklichkeit und die sie vollbringenden Beteiligten auf „into an ideational haze of free-floating reality constructors“ (Collins 1975: 109). Die Ethnomethodologie beschreibt zwar die Struktur des Tuns, vermittels dessen die Beteiligten Wirklichkeit hervorbringen, aber sie übergeht die dieses Tun fundierende Form der Umweltbeziehung. Nur wenn man diese berücksichtigt, kann man hoffen, die frei-flottierenden Konstrukteure gewissermaßen zu erden.

Auf eine ähnliche Weise problematisch ist die Annahme, die Beteiligten brächten ihre Realität hervor. Dies führt letztlich zu der Behauptung, die Welt sei – um mich einer philosophischen Terminologie zu bedienen – nicht nur ihrem Sosein, sondern auch ihrem Dasein nach das Ergebnis der konzertierten konstituierenden Aktion der Beteiligten: „... members make happen, that members' practices alone produce the observable-tellable normal sexuality of persons, and do so only, entirely, exclusively in actual witnessed displays of common talk and conduct“ (Garfinkel 1967c: 181). Gegen diese soziologisierte Version der creatio ex nihilo sind zwei Argumentationen denkbar. Zum einen könnte man bestimmte Phänomenbereiche als „eigentliche Wirklichkeit“ isolieren, die im Weiteren sozial konstituierten Phänomenen gegenübergestellt werden können. In der Geschlechterforschung ist dies der Weg der Unterscheidung zwischen natürlichem „sex“ und kulturell bedingtem „gender“, die einen permanenten Streit darum programmiert, was „eigentlich wirklich“ und was „bloß sozial bedingt“ ist. Einen solchen Einwand kann die Ethnomethodologie problemlos mit dem Hinweis parieren, auch die Phänomene der „eigentlichen Wirklichkeit“ müßten von Akteuren wahrgenommen und sprachlich vermittelt zu intersubjektiv gültigen Sachverhalten gemacht werden, so daß